

Chronologie stecken, so müßten manche Fragezeichen gesetzt werden. Die Erwähnung der „heutige(n) Slowakei“ und des „moderne(n) Rumänien“ soll wohl die Einwanderung der Zipser und Siebenbürger Sachsen anzeigen, die namentlich erst im zweiten, die Neuzeit betreffenden Teil vorkommen (S. 122). Warum Kroatien genannt wird, bleibt offen. Vielleicht hat der Vf. an die Gottscheer gedacht; aber sie saßen in Slowenien. (Übrigens gehörte „das moderne Rumänien“ mit Ausnahme Siebenbürgens keineswegs zum alten Ungarn!) Dagegen fehlen Mähren, Livland und Rotreußen ebenso wie die frühe bayerische Südostsiedlung in der Aufzählung, ganz abgesehen von differenzierenden Angaben zum Umfang und zur Art der deutschen Siedlung.

Auf diese Weise gewinnt der Leser kein geschlossenes Bild von der Niederlassung und vom Wirken der Deutschen in Ostmittel- und Osteuropa, sondern es werden ihm letzten Endes nur Streiflichter geboten. Darüber hinaus enthält der Text zahlreiche sachliche Schiefheiten. Hier Beispiele: Wer behauptet, Bischof Albert von Riga habe „zwar auch kirchliche, missionarische Interessen, vor allem aber wohl die Fernhandelsinteressen der norddeutschen, der Lübecker Kaufmannschaft“ verfolgt (S. 47), wird den Vorgängen im Baltikum um 1200 sicher nicht gerecht. Der „tschechische Herzog“ (S. 53) müßte im Deutschen „böhmischer Herzog“ genannt werden. Die Planmäßigkeit der Stadtanlagen im Osten wird als Beispiel für den „Angleichungsprozeß an den alteuropäischen Westen“ angesehen, und dazu werden die Stadtpläne von Pompeji und des römischen Trier neben den von Breslau gesetzt; der dazwischengeschobene Plan von Soest, der „aus einem Haufendorf natürlich gewachsene(n) mittelalterliche(n) Stadt“ (S. 83), hat beim Vf. offensichtlich nicht den Zweifel aufkommen lassen, ob die geplante Stadt im Osten sich tatsächlich von der Stadt der Antike ableiten läßt. Die Kennzeichnung der Neustämme im Osten ist unbefriedigend; über die ostdeutschen Dialekte erfährt man nichts. Dieser definitorischen Unschärfe, vor allem aber gewiß der Anwesenheit fremdsprachiger Bevölkerungsteile ist wohl die überraschende Meinung zuzuschreiben, daß die Neustammabildung in Ostpreußen „mit großer Wahrscheinlichkeit ... zum Zeitpunkt der Vertreibung ... noch immer nicht völlig abgeschlossen“ gewesen sei (S. 92). Daß Schlesien am Ende des 15. Jhs. „bereits völlig eingedeutscht“ war (S. 101), entspricht nicht den Tatsachen. Das alte Ungarn zum Balkan zu rechnen (S. 124, 218), ist unzulässig. Lemberg gehört auch nicht zu Podolien (S. 151: „... Lemberg und andere podolische Städte“), und Wolhynien reicht nicht bis zu den Karpaten (S. 145). 1940 fiel nicht „die Bukowina“ an die Sowjetunion (S. 231), sondern nur ihr nördlicher Teil.

Die Abbildungen bringen meist Urkunden- und sonstige Quellentexte sowie historische Pläne und Karten. Letztere sind leider auch mit Unzulänglichkeiten behaftet. Die Auswahl der Personenbildnisse ist nicht überzeugend.

Zusammenfassend ist bedauerlicherweise festzustellen, daß die – freilich äußerst schwierige – Aufgabe, die das Thema stellt, nicht sorgfältig genug durchgeführt und daher nicht befriedigend gelöst worden ist. Das Buch ist dennoch – unter Berücksichtigung der genannten und manch weiterer Mängel – lesenswert.

Marburg a. d. Lahn

Hugo Weczerka

Osteuropäische Geschichte in vergleichender Sicht. Hrsg. von Michael G. Müller. Fikret Adanir, Christian Lübke, Martin Schulze Wessel. (Berliner Jb. für osteuropäische Geschichte, 1996/1.) Akademie Verlag, Berlin 1996. 424 S., DM 74,—.

Daß Beziehungsgeschichte und Komparatistik auch für die Osteuropahistorie längst vertraute Instrumentarien sind, ist nicht zuletzt ein Verdienst Klaus Zernacks. Die ihm zum 65. Geburtstag gewidmete Festschrift versucht in 23 Beiträgen eine aktuelle Bestandsaufnahme vergleichender Historiographie zum östlichen Europa. In einer anregenden Einleitung diskutieren die Herausgeber in einem generellen Zugriff die Fra-

ge, wo und wie sich für die Beschäftigung mit den einzelnen osteuropäischen Strukturregionen der spezifische Nutzen des Vergleichs offenbart. Während Martin Schulze Wessel in diesem Sinne die Geschichte Rußlands und Fikret Adanir diejenige Südosteuropas befragen, betrachten Christian Lübke und Michael G. Müller die Geschichtsregion Ostmitteleuropa.

Für die vor- und frühmittelalterliche Zeit drängt sich hier, so Lübke, die Einsicht, daß sich effektive Forschung nicht in lokalen, regionalen oder ethnisch-nationalen Bestandsaufnahmen erschöpfen und an den neuzeitlichen Grenzen haltmachen kann, schon vom Quellenmaterial her auf. Nur im Vergleich gelinge die Typisierung, Kategorisierung und chronologische Einordnung archäologischer, ethnologischer und sprachwissenschaftlicher Befunde, denen wir unsere Kenntnisse über frühslawische Lebenszusammenhänge verdanken. Mit den strukturellen Intensivierungs- und Verdichtungsvorgängen erwachsen seit dem Hochmittelalter auch für die politisch-konstitutionelle, wirtschaftliche und soziale Geschichte vielfältige Anhaltspunkte, „die ihren Vergleich untereinander und die Einordnung in den gesamteuropäischen Zusammenhang geradezu herausfordern“ (S. 20).

Hatten Christianisierung, Nationsbildung und Landesausbau im östlichen Mitteleuropa den Abstand zwischen Ost und West zunächst verringert, so trat mit dem Übergang zur Frühneuzeit eine nachhaltige Zäsur ein. Nach 1500 jedenfalls begann sich, wie Michael G. Müller darlegt, Ostmitteleuropa immer deutlicher als eine gesonderte Strukturregion zu profilieren. Die damit eintretenden ‚ungleichen Entwicklungen‘ und strukturellen Differenzen sind von der modernen Forschung ihrerseits zum Ausgangspunkt komparatistischer Erkundungen gemacht worden. Die Kriterien für die vergleichende Interpretation wurden dabei von der als normativ verstandenen Entwicklung des europäischen Nordwestens abgeleitet. M. schließt daraus zu Recht, daß die methodischen Optionen des Vergleichs für die frühneuzeitliche Geschichte Ostmitteleuropas „bisher nicht hinreichend ausgeschöpft wurden.“ Insbesondere komme es darauf an, „die strukturellen Unterschiede zwischen Ostmitteleuropa und den europäischen Leitkulturen zu erkunden, ohne sich dabei dem interpretatorischen Diktat schematischer West-Ost-Vergleiche, namentlich dem der an der Modernisierungstheorie orientierten westlichen Gesellschaftsgeschichte, zu unterwerfen“ (S. 30). Dabei sollten nicht zuletzt weitere geographische Vergleichsmodelle erprobt werden. Wie ein methodisch verfeinerter Vergleich neue Einsichten befördere, führten beispielhaft die neueren Forschungen zum Problem der frühneuzeitlichen Staatsbildung und zur Qualität der ständisch aristokratischen Systeme sowie zu Nationsbildung und Nationalismus in Ostmitteleuropa im 19. Jh. vor Augen.

Das Spektrum der in den Einzelbeiträgen behandelten Themen umfaßt die frühmittelalterliche Geschichte der Westslawen (Henryk Samsonowicz, Hansjürgen Brachmann, Lech Leciejewicz), wirtschafts-, sozial- und politikgeschichtliche Aspekte der ostmitteleuropäischen bzw. polnischen Frühneuzeit (Janusz Tazbir, Jerzy Topolski, Jakub Goldberg, Henryk Olszewski, Jacek Staszewski), Probleme der neueren polnischen Geschichte (Gottfried Schramm, Bogdan Wachowiak, Lech Trzeciakowski, Svetlana Fal'kovič), Facetten der polnisch-litauisch-russischen Beziehungsgeschichte (Hans-Joachim Torke, Boris V. Nosov) sowie Fragen der neueren Historiographiegeschichte (Wolfgang Neugebauer, Jan M. Piskorski, Michael Schippan). Weitere Beiträge sind Rußlands Einbruch in den Machtbereich des Osmanischen Reiches 1768–1774 (Erich Donnert), der nationalen Bewegung der Sorben (Aleksandr A. Gugin), den südosteuropäischen terroristischen Separatismen der Zwischenkriegszeit (Stefan Troebst) und der ‚sozialistischen Entwicklung‘ in der DDR und Polen (Marian Wojciechowski) gewidmet. Nicht alle Beiträge werden dem in der Einleitung explizierten Anspruch einer vergleichenden Sicht auf die osteuropäische Geschichte in gleicher Weise gerecht. Insgesamt verdeut-

licht der Band jedoch die große Reichweite komparatistischer und beziehungsgeschichtlicher Fragestellungen, wie sie nicht zuletzt im Werk Klaus Zernacks immer wieder exemplarisch vorgeführt worden sind.

Marburg a. d. Lahn

Eduard Mühle

Jörg Hackmann: Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem. (Deutsches Historisches Institut Warschau, Quellen und Studien, Bd. 3.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 1996. VII. 462 S.

Historiographiegeschichtliche Traditionskritik ist, da wo sie betrieben wird, zumeist auf den eigenen nationalen Kontext beschränkt. Die Studie Jörg Hackmanns beschreitet hier erfolgreich neue Wege, indem sie dem Problemzusammenhang von Historie und Politik im Rahmen eines breit angelegten beziehungsgeschichtlichen Vergleichs nachgeht. H.s wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung der deutschen und polnischen Landeshistorie Ostpreußens und Westpreußens setzt mit der Historiographie der Ordenszeit ein und reicht bis in die unmittelbare Gegenwart, wobei ihr Schwerpunkt auf der Zeit zwischen Mitte des 19. und Mitte des 20. Jhs. liegt. Innerhalb dieses weitgespannten Bogens analysiert der Autor in stringenter, auch sprachlich überzeugender Gedankenführung die im zeitlichen Verlauf unterschiedlich intensiven Verflechtungen und Wechselwirkungen endogener (fachwissenschaftlicher) und exogener (politischer) Triebkräfte, wie sie Geschichtsschreibung auf beiden Seiten im Kontext der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte bestimmt haben.

Ausgehend von der Beobachtung, daß die mittelalterliche und frühneuzeitliche Historiographie Ordenspreußens und des Königlichen bzw. Herzoglichen Preußen von einem regionalen Bewußtsein der Landesbewohner geprägt war, von einem deutsch-polnischen Gegensatz in der Geschichtsbetrachtung für diese Zeit mithin nicht gesprochen werden kann, sieht H. die entscheidende Zäsur für einen ersten Paradigmenwechsel der Landeshistorie in den Teilungen Polens. Erst nach 1772 setzte die Differenzierung in eine deutsche und eine polnische Historiographie Ostpreußens und Westpreußens ein, die sich im Kontext des deutsch-polnischen Konflikts der Teilungszeit rasch in antagonistischen nationalgeschichtlichen Argumentations- und Deutungsmustern auseinanderentwickelten. Unterstützt durch eine romantische Vorstellung vom deutschen Volk als einzigem kulturbringenden Faktor, wurde preußische Landesgeschichte deutscherseits bald ausschließlich als Deutschtumsgeschichte verstanden. Die Reichsgründung hat diese „Nationalisierung der deutschen Landeshistorie“ weiter verstärkt und ihre politische Funktionalisierung zusätzlich befördert.

Die einseitige deutschumszentrierte, die Herrschaft der Hohenzollern legitimierende Sicht der deutschen Landeshistorie weckte naturgemäß den Widerstand der polnischen Historiker, die sich nun ihrerseits verstärkt der Landesgeschichte Ostpreußens und Westpreußens zuwandten. Wenn sie sich dabei in einem geradezu spiegelbildlichen Zugang ihrerseits auf die polnischen bzw. nichtdeutschen Elemente und Aspekte dieser Geschichte konzentrierten, so wird deutlich, daß Geschichte auch hier in hohem Maße als politisches Argument eingeführt wurde. Ähnlich wie der deutschen wuchs damit auch der polnischen Landeshistorie eine nationalpolitische Relevanz zu, die sie bis in die 1840er Jahre hinein nicht aufgewiesen hatte.

Mit dem Ausgang des Ersten Weltkrieges und der Wiederherstellung polnischer Staatlichkeit erfolgte der zweite grundlegende Paradigmenwechsel. Die Verknüpfung der deutschen Landeshistorie mit der Revisionspolitik der Weimarer Republik induzierte auf deutscher Seite die Ausbildung einer neuartigen interdisziplinären historischen Landeskunde, die sich als „deutsche Ostforschung“ stärker als zuvor auf die Erfor-